

Aus dem Gerichtssaal.

Dr. Deutsch' „Aus Oesterreichs Revolution“ vor Gericht.

Grein, 11. Juni.

Vor dem hiesigen Bezirksgerichte fand Samstag die fortgesetzte Verhandlung über die Ehrenbeleidigungsklage statt, die der gewesene Staatssekretär Dr. Julius Deutsch gegen den Bergbauingenieur Hans Reindl aus Rum bei Hall in Tirol angehängt hatte. Die Vorgeschichte ist bekannt.

Der Verhandlungsrichter Dr. Ferdinand Stelmüller hatte den angebotenen Wahrheitsbeweis zugelassen und beschloß, den Kläger Dr. Deutsch persönlich zu vernehmen. Der mit seinem Vertreter Dr. Hermann Schneeweiß aus Linz erscheinende Kläger gab, unter Eid als Zeuge vernommen, an, daß er im Gasthausgarten in St. Nikola während der Zeitungen las, hörte, wie mit Nennung seines Namens von Schusterereien gesprochen wurde. Als ihn seine Begleiterin darauf aufmerksam machte, habe er den Beschuldigten wegen dieser unerhörten Beleidigung gestellt. An der Hand des Buches „Aus Oesterreichs Revolution“, das in den wichtigsten Abschnitten vom Richter zur Verlesung gebracht wird, erfolgte nun die weitere Einvernahme des Klägers als Zeugen. Dr. Deutsch erklärte, daß die Darstellungen seines Buches mit den tatsächlichen Ereignissen nicht decken. Er verweist darauf, daß er sich im Kriegsministerium nicht als Offizier, sondern als Vertreter der Arbeiterklasse gefühlt habe, eine Verschwiegenheitspflicht habe keine Ansicht nach für ihn nicht bestanden. Als dem Tage, da er erfuhr, daß man Militär ausrücke, um gegen das eigene Volk zu marschieren, habe er alles getan, damit diese Pläne nicht Wirklichkeit werden. Er habe zur Erreichung dieses Zweckes auch verbotene Mittel angewendet, weigerte sich aber, die Einzelheiten hierüber zu erörtern. Mit vollem Bewußtsein habe er zur Zeit, als er als Offizier im Kriegsministerium tätig war, das Militärstrafgesetz übertreten und Handlungen begangen, von denen er wußte, daß er sie nach dem damaligen Regime mit dem Kopfe hätte bezahlen müssen. Die Zugehörigkeit zu seiner Partei sei ihm höher erschienen als der Eid, den er, dem Zwange gehorchend, abgelegt habe.

Richter: Ich kenne jedoch, Herr Staatssekretär, verschiedene Sozialdemokraten, die es mit Rücksicht auf ihre Parteigrundsätze abgesehen haben, Offiziere zu werden. Sie mußten ja doch als Offizier ein besonderes Treugelöbniß leisten. — Dr. Deutsch: Ich habe eben damals jedes Gelöbniß und jeden Eid geleistet, der von einem verlangt wurde, nur aus dem Zwang, demnach auch das Gelöbniß des Offiziers, das ich wahrscheinlich auch unterschrieben habe.

Als der Verteidiger hierauf diesen angeblichen Zwang näher begründen wollte, kam es zwischen Dr. Gürtler und dem Zeugen zu lebhaften Auseinandersetzungen. Dr. Gürtler bezeichnete es als eine Entstellung, wenn Dr. Deutsch behauptete, er habe mit seinen Umtrieben erst eingesezt, als er Kenntnis erhielt, die Regierung wolle gegen die Arbeiter vorgehen. Dr. Deutsch schrieb in seinem Buche selbst: „Bereits im Januar 1918 habe der Streik der Arbeiter eingesezt“, und bezeichnet es als schmerzliche Erkenntnis, daß diesmal noch die Arbeiterschaft zu schwach war, um einen durchgreifenden Erfolg zu erringen. — Ich frage Sie, Herr Staatssekretär, als Zeuge, worauf sich dieses Gefühl der schmerzlichen Erkenntnis bezog. — Dr. Deutsch: Darauf, daß damals im Januar 1918 die Arbeiter die damalige Regierung noch nicht stürzen konnten, weil es mir lieber gewesen wäre, wenn bereits zu dieser Zeit an Stelle der Regierung, die den Krieg wollte, eine Arbeiterregierung getreten wäre, die zum Frieden geführt hätte. Dr. Deutsch führt aus, seine Handlungsweise sei ja ein Bruch eines erzwungenen Eides gewesen, sei aber darum gewiß nicht ehrlos. Jeden Revolutionär könnte man sonst mit gleichem Recht als „Schuft“ bezeichnen, und es fällt gewiß niemandem ein, dies gegen einen Wilhelm Tell, einen Franz Sickingen oder Fadinger zu tun. Diese gelten vielmehr als Nationalhelden. Das, was er getan habe, ist in Wirklichkeit nichts anderes, als was beim Umsturz auch die Präsidenten Hauser und Dinghofer taten. Es sei eine Groteske, wenn vor dem Bezirksgericht in Grein über die Frage verhandelt wird, wie sein Verhalten zu bezeichnen ist, worüber nur die Weltgeschichte entscheiden kann.

Der Richter beschloß in Stattgebung des Antrages der Verteidigung, den Zeugen, der sich als konfessionslos bezeichnet hat, darüber zu vernehmen, ob er jüdischer Abstammung ist, was der Zeuge dahin beantwortet, seine Abstammung sei nicht leicht feststellbar; seine Familie gehe in der einen Linie auf Protestanten, in der anderen Linie auf Juden zurück.

Dr. Gürtler beantragte in seinem Plaidoyer den Freispruch des Angeklagten. Nicht daß Dr. Deutsch Revolutionär war — denn dies seien zu allen Zeiten auch ehrenwerte Männer gewesen — lasse den Vorwurf begründet erscheinen, sondern die Anwendung der Mittel, mit denen Dr. Deutsch dieses Ziel anstrebte. Wenn sich der Privatkläger auf eine Stufe mit Wilhelm Tell und Fadinger stellte, sei dies grotesk, denn diese Vorbilder lehnten sich gegen Fürstentum und Tyrannei in offener und ehrlicher Weise, nicht hinterlistig, durch Mißbrauch einer besonderen Vertrauensstellung, auf. Es sei eine politische kindliche Zumutung, wenn Dr. Deutsch sagt, er habe in Wirklichkeit nichts anderes getan, als der ehemalige Präsident Hauser. Während Doktor Deutsch damit beschäftigt war, eine Verschwörung zu organisieren, die bestehende Autorität zu untergraben, habe der Landeshauptmann von Oberösterreich seine Pflicht dahin aufgefahzt, daß er wiederholt beim Kaiser erschien, um für sein Land die Familienväter zu erhalten und die Opfer des Krieges zu mindern. Aus dem Grunde, daß sich der damalige Präsident Hauser und die übrigen staatsgetreuen Männer der revolutionär zustandgekommene Republik nicht mit Gewalt widersetzten, kann man nicht schließen, daß sie an den verbrecherischen Umtrieben zum Sturze der Monarchie teilgenommen haben. Dr. Deutsch verherrliche in seinem Buche den Eidbruch und den Hochverrat.

Dr. Gürtler erörtert nun in längeren Ausführungen die Verpflichtungen des Dr. Deutsch als Offizier und ehrlicher Mensch. Dr. Deutsch habe vor wenigen Tagen selbst im Parlament erklärt, die Disziplin sei die Grundlage der Wehrmacht. Er habe jedoch bewußt und systematisch jede Autorität untergraben. Nicht weil Dr. Deutsch Revolutionär war, verachten wir ihn, sondern weil seine Handlungen jedem Ehrbegriff und dem Volkswußtsein widersprechen. Reindl habe nicht begreifen können, daß Nebenbuhlerkreue in Oesterreich nichts mehr gelte, und habe das Wort gebraucht, für das er nunmehr einstehe.

Der Klagevertreter Dr. Schneeweiß führt aus, daß angegeben, daß der Beschuldigte die Äußerungen aus ideellen Gründen getan, die politische Gegnerschaft zu Dr. Deutsch nicht dazu führen dürfe, diesen einer ehrlosen Gefinnung zu zeihen und ihn zu beleidigen. Dr. Deutsch verdiene vielmehr für das, was er getan, den Dank des Volkes, für das er gearbeitet. Er habe das Land vor Kommunisten geschützt und vor fremden Einbrüchen bewahrt. Dr. Gürtler habe eine Unterscheidung gemacht, ob ein Revolutionär offen oder geheim arbeite. Die Verleumdung irrt, wenn sie aus dieser Unterscheidung die Berechtigung einer ehrlosen Handlung ableitet.

In längeren Ausführungen bekämpft sodann Dr. Schneeweiß die Ansicht der Verteidigung, daß für „Schuft“ und „Schusterei“ ein Wahrheitsbeweis zulässig erscheine. Die inkriminierten Äußerungen seien in Wirklichkeit bloß eine Beschimpfung, und Ingenieur Reindl habe dem Privatkläger nicht gesagt, daß es sich um eine Kritik des Buches oder eine wissenschaftliche Diskussion handle. Dr. Deutsch habe daher annehmen müssen, daß er ohne welchen Zusammenhang beschimpft werde, und daher sei der Wahrheitsbeweis nicht zulässig. Uebrigens sei dieser dem Reindl auch nicht gelungen und er beantrage daher, den Angeklagten in allen Punkten zu verurteilen.

Das Urteil.

In dem Urteil wurde Ingenieur Reindl von den inkriminierten Äußerungen „Schuft“ und „Schusterei“, insoweit sie sich als Kritik des Buches des Dr. Deutsch „Aus Oesterreichs Revolution“ darstellen, freigesprochen. Auch von den weiteren Äußerungen über Schustereien erfolgte der Freispruch des Angeklagten, weil hierin die Klage lediglich mit Rücksicht auf die Abstammung des Klägers als Schuft im Vergleiche zu den hebräischen „Schufiden“ bezeichnete, und diesbezüglich mit Rücksicht auf die Abstammung des Klägers der Wahrheitsbeweis gelungen sei. In der letzten inkriminierten Äußerung, „Doktor Deutsch ist ein Schuft“, erblickte jedoch der Richter eine Beschimpfung im Sinne des § 496 des Strafgesetzes, die in keinem Zusammenhange mit der Erörterung des Buches gestanden sei und nach dem Gesetze für eine Beschimpfung der Wahrheitsbeweis unzulässig erscheine. In dieser letzten Äußerung erkannte Dr. Stelmüller den Angeklagten der Ehrenbeleidigung schuldig und verurteilte ihn unter Zubilligung wichtiger Milderungsgründe zu einer Geldstrafe von vierhunderttausend Kronen.

In der Urteilsbegründung führte der Richter aus, daß er annehme, daß zu Beginn des Gespräches Ingenieur Reindl noch von der jüdischen Führerschaft in unserem Volke gesprochen habe, und die Führer der Revolution den „Schufiden“ gleichstelle. Diesbezüglich sei dem Angeklagten der volle Wahrheitsbeweis gelungen. Aus der Zeugnisaussage des Dr. Deutsch gehe hervor, daß dieser jüdischer Abstammung ist, und es könne daher für ihn keine Beleidigung sein, wenn er als jüdischer Revolutionsführer bezeichnet werde. Weiter sei angeklagt, Dr. Ing. Reindl habe, als ihn Dr. Deutsch gestellt habe, geantwortet: „Wein ein Offizier dem Kaiser den Treueid gebrochen hat, so ist dies ein Schuft!“ Auf Grund der Zeugnisaussagen nehme der Richter an, daß die Äußerung richtig gelautet habe, „so ist dies eine Schusterei“. Diese Äußerung geschah im Zusammenhange mit der Kritik des Buches des Dr. Deutsch und war der Beschuldigte im Sinne des § 489 St. G. genötigt, diese Erklärung abzugeben. Reindl habe zuvor im Fremdenkreise das Verhalten des Dr. Deutsch nach seinem Buche als Schusterei bezeichnet und mußte er, um nicht als Feigling zu gelten, auf die direkte Frage des Privatanklägers wohl auch bei seiner Äußerung bleiben. Diese beinhalte zweifellos den Tatbestand der Ehrenbeleidigung nach § 488 St. G., nach § 490 St. G. wird jedoch der Beschuldigte straflos, wenn er solche Umstände dazutut, aus welchen sich hinreichende Gründe ergeben, um die vorgebrachte Beschuldigung für wahr halten zu können. Dies trifft nun bei dem Beschuldigten zu. Der Beschuldigte konnte nur nach dem besprochenen Buche des Doktors Deutsch urteilen, und konnte aus diesem entnehmen, daß er als Offizier in einem besonderen Treueverhältnisse stand. Aus dem Buche geht nicht hervor, daß, wie Dr. Deutsch behauptet, er vom Ministerium als Sozialdemokrat und Vertreter ausschließlichlicher Arbeiterinteressen einberufen wurde, sondern man müsse nach Inhalt dieses Buches als unbefangener Leser annehmen, daß Dr. Deutsch im Kriegsministerium seine Stellung als Offizier gröblich mißbrauche. Dr. Deutsch habe nach Inhalt seines Buches und seiner Zeugnisaussage seinen Eid gebrochen und in heimlicher Weise eine Verschwörung, wie in dem Buche seine Handlung selbst genannt wird, gebildet. Ein solches Verhalten muß jedoch nach den herrschenden Anschauungen jederzeit ein treuloses genannt werden, und als Kritik konnte der Angeklagte den Ausdruck „Schusterei“ für berechtigt halten. Es erfolgte daher auch hierin der Freispruch. Anders verhält es sich mit der letztinkriminierten Äußerung: „Sie (Dr. Deutsch) sind ein Schuft!“ Diese Äußerung sei nach Ansicht des Richters losgelöst von der Kritik des besprochenen Buches gefallen. Sie stelle sich deshalb als bloße Beschimpfung dar, für die es keinen Wahrheitsbeweis gibt.

Gegen dieses Urteil erklärte Dr. Schneeweiß mit Bezug auf den freisprechenden Teil aus Gründen der Schuld und Richtigkeit und wegen des verurteilenden Teiles wegen zu geringer Strafe zu berufen. Dr. Gürtler gab die Erklärung ab, gegen den Schuldspruch zu berufen.

Wien, 11. Juni. (Diebstahlsbeschuldigung gegen einen Abgeordneten.) Beim Strafbezirksgericht I in der Abteilung des Bezirksrichters Nara ist bereits die Ehrenbeleidigungsklage des Bäckereimeisters und christlichsozialen Abgeordneten Michael Reuhofner gegen den sozialdemokratischen Abgeordneten und Parteisekretär Josef Franz Witternigg eingelangt. Nach Inhalt der durch Dr. Jörnlaib vertretenen Klage hatte der Beschuldigte am 7. d. in der öffentlichen Sitzung des Nationalrates einen ihm angeblich zugekommenen Brief verlesen, in dem Abgeordneter Reuhofner, der im Zivilberuf Bäckereimeister in Matzsee ist, beschuldigt wird, daß er, als er während des Krieges bei der Verpflegungsbüro in Salzburg geholt hatte, Brot aus der Bäckerei zur Nachtzeit gestohlen und dieses Brot dann im Mannschaftszimmer, den Wecken am fünf Kronen, an die Mannschaft verkauft habe. Weiter hieß es in dem Briefe, daß Reuhofner nach Durchführung der Untersuchung strafweise nach Linz verlegt werden sollte, daß aber die Verlegung über Einsichtreichen maßgebender Personen rückgängig gemacht und die Sache vertuscht wurde. Schließlich wurde in dem Briefe Reuhofner beschuldigt, daß er Kaffee, den Soldaten aus Kaffeesäcken gestohlen hatten, gekauft habe.

Da, wie es in der Klage heißt, Abgeordneter Witternigg wegen Verlesung des Briefes in der Nationalversammlung nach Artikel 57, Absatz 1, des Bundesverfassungsgesetzes vor dem ordentlichen Gerichte nicht verantwortlich gemacht werden kann, begab sich Abgeordneter Fink als Obmann der christlichsozialen Vereinigung zum Obmann des Sozialdemokratischen Verbandes Präsidenten Seitz und verlangte die Nennung des Namens des Briefschreibers. Es kam darauf an die christlichsoziale Vereinigung deutscher Abgeordneter ein vom 7. Juni datiertes Schreiben, in welchem es hieß, daß der Verband der sozialdemokratischen Abgeordneten festgestellt habe, daß der vom Abgeordneten Witternigg verlesene Brief an diesen in seiner Eigenschaft als Redaktionsmitglied des Tagblattes „Salzburger Wacht“ gerichtet ist und daß mit Rücksicht auf das Redaktionsgeheimnis es nicht möglich sei, diesen Brief mit Unterschrift vorzulegen. Dagegen, heißt es in dem Schreiben weiter, erklärt Abgeordneter Witternigg ohne Rücksicht auf den Verfasser des Briefes die darin enthaltenen Beschuldigungen als von ihm selbst erhoben; er ist bereit, den Beweis für die Wahrheit vor einer parlamentarischen Untersuchungskommission sofort zu führen. Wegen dieser nach Inhalt dieses Schreibens vom Abgeordneten Witternigg aufrecht erhaltenen Beschuldigungen, die außerhalb des Nationalrates wiederholt wurden, erhob Reuhofner die Ehrenbeleidigungsklage. Ueber das Ergehen des Klagevertreters, die Sache möglichst zu beschleunigen, hat Bezirksrichter Dr. Nara bereits die Klage an das Präsidium des Nationalrates behufs Einholung der Zustimmung zur strafgerichtlichen Verfolgung des Beschuldigten geleitet.

Chronikbeilage der „Neuen Freien Presse“

Erste Wiener Eindrücke.

Von Hermann Vahr.

(Aus einem demnächst im Verlag S. Fischer erscheinenden Buch „Selbstbildnis“.)

Vorreis, Umgang nicht gewohnt, ungenek unter Menschen, aber gerade darum desto dreister auftretend, um mir die Schüchternheit nicht anmerken zu lassen, in meinen gelehrten Neigungen, die mir allmählich sogar den Theaterstuhl ausgetrieben hatten, durch den oratorischen Ruhm beim Abschied von Salzburg aufgestört, das Herz von ungewissem Ehrgeiz klopfend, ging ich im Herbst 1881 schneltdoll als klassischer Philolog an die Wiener Universität.

Ich kannte die Haupt- und Residenzstadt schon. Der Vater hatte mich nach dem Untergymnasium, 1877, zur Belohnung hingeführt, und als ich, nachts angelangt, am anderen Morgen im Matschakerhof aus einem Fenster des letzten Stockes tief unter mir das für die Gewohnheiten eines Linzer Bubens gigantische Gedränge von Omnibussen in der Spiegelgasse sah, in das vom Graben her das Brausen der erwachenden Großstadt schlug, das war ein Eindruck von solcher Gewalt, daß er mir bis zum heutigen Tage frisch geblieben ist, als wär's erst gestern gewesen. Doch Enttäuschung blieb nicht aus. Vor allem gleich durch den Stephanssturm. Das war eines der ersten Worte, die das Kind stammeln gelernt, und es verband damit die Vorstellung eines auf Erden einzigen Weltwunders an unermeßlicher Größe. Nun stellte sich heraus: es war ein Turm wie andere Türme auch, nur halt um ein Stück höher, um ein beträchtliches Stück, aber immerhin kommunurabel; das darf ein Wunder nicht sein, der Traum erfolgt. Ich hatte seit diesem Tage stets Angst, einmal die Pyramiden zu sehen, und bin eigentlich froh, daß es mir erspart geblieben ist.

Abends führte mich der Vater dann damals in das alte Burgtheater, ins Heiligum seiner Jugend. Es blieb für ihn das Schönste, was er erlebt, er wurde nicht satt, uns immer wieder von Anschütz, Fichtner und gar der Bayerbüch vorzuschwärmen. Erzählungen vom Burgtheater sind die Märchen meiner Kindheit gewesen, und ich konnte kaum richtig buchstabieren, als ich, nach dem Faust und dem Robinson, als drittes Buch des lieben alten Heinrich Anschütz' Erinnerungen verschlang. Und nun sah ich also wirklich selber in diesem weihewollen Hause, „Rathen der Weije“ wurde gespielt, und am nächsten Abend Doezis „Ruf“. Ich war zur Begeisterung entschlossen; ich konnte doch auch meinen guten Vater nicht so kränken. Und vielleicht verstand ich von den Feinheiten der Schauspielkunst noch viel zu wenig; man muß erst mehr gesehen haben, um urteilen zu können. Es war gewiß eigentlich wunderschön. Und es machte mich stolz, jetzt wenigstens das Burgtheater zu kennen. Ich dankte meinem Vater sehr. Er aber sagte: „Ja, du bist noch jung!“ Etwas wie Reid oder auch von leiser Ermüdung klang aus seinen Worten. Und wie sich selber zum Trost fuhr er fort: „Uebrigens ist es nicht mehr das Burgtheater Laubes.“ Tags darauf hörten wir „Tannhäuser“. Gleich nach den ersten Takten sah ich siebernd und fröstelnd vor vernichtender Seligkeit, die Geigen, die Geigen der Wiener Hofoper! Es gehört zu den vier, fünf unverlierbaren Erlebnissen, die mein ganzes inneres Dasein bestimmt haben.

Und dann meinte mir mein guter Vater vor allem Wien zu zeigen. Er hat mir aber in den vier Tagen eigentlich von Wien nur gezeigt, was damals der Stolz der Liberalen war: die Ringstraße. Jahre hat es mich gekostet, den Eindruck dieses falschen Wien, das ich zunächst zu sehen bekam, überwinden und das wirkliche Wien, das verborgene, finden zu lernen. Von dem wollten die Wiener nach 1866, die neuen Wiener, durchaus nichts mehr wissen, und der Ausdruck dieses Verlangens, das geschichtliche Wien zu vergessen, ist die Ringstraße. Ich habe sie als Bub hehrsam erstaunend bewundert, ich habe sie später jahrelang hehrig gehabt; inzwischen ist sie selber Geschichte worden und hat dadurch einen Schein von Wirklichkeit gewonnen, besonders seit die Wirklichkeiten Oesterreichs zergangen sind: die Ringstraße hat ja schließlich recht behalten gegen Oesterreich.

Mit der Ringstraße war der Spielplatz der neuen Gesellschaft improvisiert. Es galt nun, über Nacht auch diese selbst beizustellen; der Ringstraße war rasch noch erst das dazu passende Wien zu liefern. Man darf annehmen, daß es irgendwie schon in der Luft lag; der Plan der Ringstraße hätte sonst nicht keimen können. Es aus der Luft herabzuholen und so der Ringstraße nun erst Sinn, Berechtigung und Folge zu geben, hatte die Kraft ein in seinem Ungestim, in seiner tätlichen Unrast, in der Unbeugsamkeit seines Willens ganz unwienerischer Mann, wirklich wie gerade für diesen Augenblick Wiens eigens geboren und dem dabei noch half, daß er ein halber Franzose war: Michael Etienne, der in der „Neuen Freien Presse“ dem Ringstraßen-Wien ein Mundstück schuf.

Ein österreichischer Prinz, Kavallerist, Sportsmann, berühmter Reiter, berühmter Spieler, berühmter Fechter, berühmter Tänzer, berühmter Verföhler, strahlend von Lebenslust, verschwindet plötzlich aus Wien und nach einiger Zeit hört man: er ist im Kloster. Er wird das Tagesgespräch einer Woche. Dann ist er vergessen. Plötzlich taucht er aber nach ein paar Monaten in der Kärntnerstraße wieder auf, in Zivil. „Du wieder hier? Hast es also doch im Kloster nicht ausgehalten! Auch eine Idee! Ein Kerl wie du?! Sieh lebendig begraben! No Gott sei Dank!“ Aber der Prinz schüttelt traurig den Kopf. „O nein! Ich hab es keinen Augenblick bereut. Es gibt gar nichts Schöneres als Klosterleben. Ich war so glücklich. Und nur der Abt ist schuld! O ein ausgezeichnete Mann, aber der eben doch un-menschliche Forderungen an einen stellt! Denk dir, was der Abt von mir verlangt! Er hat mir das Abonnement der

„Neuen Freien Press“ eingestellt! Ja ohne die „Neue Freie Press“ kann ich nicht leben!

Als Leistung steht das Werk Etienne und Friedländer in der Geschichte des Zeitungswesens unerreicht da, nicht bloß des deutschen. Hier war ein Typus, hier war etwas ganz Neues, hier war die „Publizistik großen Stils“ geschaffen, wie man seitdem sagt, mit einem Ausbruch, den, so viel ich weiß, auch Etienne geschaffen hat. Und dies alles durch eine Gabe, die der Wiener nicht ausstehen, aber der kein Wiener widerstehen kann, zu der und gegen die der Wiener nie Mut hat: Etienne hatte Pathos, jenes aufreizende, gar nicht erst einen Anlaß abwartende, sich selbst genießende Pathos, das den Wiener in solche Wut bringt, weil er sich dagegen wehrlos weiß, es ergänzt nämlich polarisch den dem Wiener eingebornen Zynismus.

Das Pathos Etienne's, dessen Mutter, eine Wienerin, noch mit Schubert musiziert hat, wurde von der Achtundvierziger-Revolution geweckt: er trug fortan in Wort und Schrift immer den Kalabreser. Nach der Revolution ging er als Journalist in die Heimat des Vaters, nach Paris: am Haß gegen den dritten Napoleon erglühend, wurde sein Pathos durch die Begeisterung für Victor Hugo bereitet. Er kannte Gambetta, der um jene Zeit emporkam; die beiden konnten Gefallen aneinander finden, nur hatte der Gambetta in Etienne noch einen Bornezug, den er sich selber schillerisch instrumentierte. Nun aber kam er nach Wien zurück, ein geborner Wiener und doch eigentlich keiner mehr, jedenfalls befreundend genug, um Autorität zu gewinnen, die der Wiener Einheimischen ja nur höchst ungern gewährt. Es ist charakteristisch, daß das Ringstraßen-Wien durchaus von Fremden beherrscht wird: Der Däne Hansen und der schwäbische Schmidt führen den Bau; Dingelstedt, der Heise mit den langen Fortschrittsbeinen, gebietet erst der Hofoper, dann dem Burgtheater; Feuerbach, ein griechisch jüdischer Pfälzer, lehrt an der Akademie; der höchste Ruhm der Universität ist der Hofmeister Lorenz v. Stein; gegen den Hamburger Brahms kommt der Oberösterreicher Bruckner so wenig auf, als später der Steirer Hugo Wolf, und in die Macht des Feuilletons teilen sich Ludwig Speidel und Hugo Wittmann, Ulms Dioskuren.

Sein Amt, eine fiktive Stadt, von der ja zunächst eigentlich nur die leere Dekoration vorhanden war, mit geistigem Blumenumlauf zu versehen, trat Speidel in guter Klüftung an: er kam aus der Schule Münchens. Die Ludwigstraße, doch vielleicht die schönste Straße Deutschlands, ist zunächst auch sozusagen in die Luft gebaut worden, und im Grunde setzt sich die Geschichte Münchens stets in lauter Improvisationen fort, die nur dort eine geheimnisvolle Kraft haben, sich rasch immer gleich irgendwie mit Wirklichkeit anzufangen und darin nachträglich einzuwurzeln; es sind Improvisationen, die gleich ihr eigenes Gedröhre mitbringen. Selbst die weitans österrreichshesten davon, Schwabing, das sozusagen ein von Berlinern geplantes Wien ist, hat vermocht, was österreichischen Improvisationen so selten gelingen will, in Saft zu kommen, sich breitzusetzen und bald eine gewisse Schwere zu finden: Bierchwere. Diese bawarische Bierchwere, der es auch der Münchner Klassizismus verdankt, daß er allein von allen Griecheleien bis auf den heutigen Tag im Stande geblieben ist und vielleicht bald noch einmal von neuem aufleben wird, hat sich Speidel, der glänzendste Meister des Wiener Feuilletons, immer bewahrt: ihre großen langsam ruhigen Atemzüge schlagen, fast unheimlich, aus seinen Säßen, auch wenn er sie noch sehr schliff. Daß jene Ringstraßenherrlichkeit und überhaupt die ganze „große Wiener Bebezeit vor dem Krach“, wie Hevesi sie genannt hat, nicht in leeren Dunst zerging, sondern immerhin den Schein eines Lebensstils erbrachte, dies schuldet sie dem grandiosen Pathos eines halben Franzosen und der standhaften Erdwüchsigkeit eines verbayerten Schwaben.

Als ich an die Wiener Universität kam, war Grillparzer, der 1872, ein Jahr nach Schwind, starb, in Ehren vergessen, Baurerfeld wurde, fast achtzigjährig, in den Salons jüdischer Patrizier noch bei feierlichen Gelegenheiten herumgerichtet, Kürnberger war zwei Jahre vorher als vereinsamter, verkannter, verärgelter Sonderling gestorben. Saar war noch ungelassen, die Ebner-Schwabach, schon über Fünfzig, im Burgtheater längst aufgeführt, doch des Erfolges erst gewärtig, der lange gebraucht hat, bis er von Berlin aus hat auch Wien erreicht hat, Mojenthals Glanz, vier Jahre nach seinem Tod, noch unberührt, Anzengruber für den „Parrer von Kirchfeld“ um seiner guten Gesinnung willen prompt zum Volksdichter ernannt, aber die herrschenden Dichter Wiens waren Eduard Mautner, Michael Klapp und Ludwig Dozzi, in den Humor der Stadt teilten sich Daniel Spitzer, der Wiener Spaziergänger, und D. F. Berg, der Schöpfer des „Mikritku“, doch nicht einmal Johann Strauß, schon an die Sechzig, war so populär wie Makart, an dem, seit dem Festzug von 1879, die gaffende Bewunderung mit solcher Unerfättlichkeit hing, daß täglich wieder der Verkehr in der Kärntnerstraße bedroht war, wenn der kleine verlegene Mann mit dem venezianisch dekorativ schwarzen Bart, ein Miniaturdogg, schachspielend im Fenster des Café Scheidl saß.

In diesem lieben Wien, der so dankbaren Stadt, ließ mein guter Vater, nachdem er mich in einem kleinen einseifigen Hofzimmer im vierten Stock des Eckhauses von der Johannesgasse zur Kärntnerstraße untergebracht und der Fürsorge seiner Schwester empfohlen hatte, den jungen Philologen zurück, der im ersten Eifer gar nicht genug Kollegien belegen konnte, nicht ahnend, wie bald er sie sämtlich schwänzen sollte: denn ganz dicht an der Ringstraße lag ja damals noch wohlbehaltene das unsichtliche Backhendel-Wien, noch wuchsen die Nebengärten bis in die Gärten der Vororte herein, es hing noch immer voll „halber Poesie, gefährlich für die ganze!“

Die Bekämpfung der Wut bei Hunden.

Vortrag in der Gesellschaft der Aerzte.

Von Professor Dr. Josef Schürer.

Die Tatsache, daß 93 Prozent der Wutfälle beim Menschen durch den Biß eines wütenden Hundes bedingt sind, zeigt die große Gefahr, der wir gegenüberstehen. In den letzten Kriegsjahren sowie in der Nachkriegszeit ist anscheinend in den meisten Staaten eine beträchtliche Zunahme der Wut unter den Hunden festzustellen. In Oesterreich ist die Zahl der wütenden Hunde von 226 im Jahre 1921 auf 581 im Jahre 1922 gestiegen. Die Ursache liegt in der Erschütterung der staatlichen Autorität, die weiterhin zu einer Lockerung und mangelhaften Durchführung der bestehenden bewährten Maßnahmen geführt hat und in der auffälligen Zunahme der Zahl der gehaltenen Hunde. In Wien ist zum Beispiel die Zahl der angemeldeten Hunde von 37.000 im Jahre 1919 auf 81.000 im Jahre 1922, das heißt 1 Hund auf 26 Einwohner, gestiegen. Abgesehen von der Gefahr der Übertragung der Wut und des Hundebandwurm auf den Menschen, sind die wirtschaftlichen Auslagen dieser übermäßigen Hundehaltung ungeheuer. Diese 81.000 Hunde in Wien haben im Jahre 1922 bei einem täglichen Futteraufwand von zirka 5000 Kronen 148 Milliarden gekostet. Während doch die sogenannten „werlosen“ Abfälle des Haushaltes zur gewinnbringenden Herstellung von Tierfuttermehl dienen könnten.

Der Bekämpfung der Wutkrankheit beim Hunde steht die Wissenschaft nicht hilflos gegenüber. Es gibt heute Maßnahmen, nur muß auf deren Einhaltung geachtet werden:

1. Die Hundesteuer und der Markenzwang. Sie bezwecken die Verringerung der Zahl der Hunde durch Erhöhung der Erhaltungskosten und durch die Verteilung

herrenloser Hunde und geben die Möglichkeit, den Hundebesitzer für den durch seinen Hund angerichteten Schaden haftbar zu machen. In Bayern ereigneten sich im Jahre 1875 458 Wutfälle bei Hunden und 23 tödliche Wutfälle beim Menschen. Nach Einführung der Hundesteuer und des Markenzwanges im Jahre 1876 konnten in 21 Jahren (1879 bis 1899) nur noch 24 Wutfälle jährlich bei Tieren und insgesamt 7 Wutfälle beim Menschen festgestellt werden.

2. Der Leinen- und Maulkorbzwang. Sie verhindern das aufsichtslos herumstreifen der Hunde und die Möglichkeit des Beißens noch in einem Stadium, in welchem die angesteckten Hunde anscheinend noch gesund, höchstens etwas reizbarer, aber doch schon imstande sind, durch Biß die Krankheit zu übertragen. Die Erfahrungen in England, Oesterreich und Deutschland haben gezeigt, daß die Einführung des Maulkorbzwanges sofort von einem beträchtlichen Herabsinken der Wutfälle bei Tier und Mensch gefolgt ist und daß die Aufhebung des Maulkorbzwanges mit Sicherheit zu einer beträchtlichen Steigerung der Wutfälle führt.

3. Die Anzeigepflicht bei Wut, Wutverdacht und Wutansteckungsverdacht bei allen Tieren; bei Bißwunden des Menschen durch Hunde; die Tötung wütender, wutverdächtiger und wutansteckungsverdächtiger Hunde und Katzen; die Tötung verbotswidrig betroffener Hunde und Katzen; die viermonatige Absonderung (Beaufsichtigung) und tierärztliche Beobachtung der Hunde auf Kosten des Besitzers bei wutansteckungsverdächtigen und verbotswidrig betroffenen Hunden in ganz besonders berücksichtigungswürdigen Fällen, wenn keinerlei im öffentlichen Interesse dagegen sprechende Gründe vorliegen. Eine 40jährige Erfahrung in allen Kulturstaaten hat gezeigt, daß die genannten Maßnahmen die Wutanfälle sehr beträchtlich vermindern, sie sogar auf einige Zeit und in einzelnen Gegenden vollständig zum Verschwinden bringen können, daß jedoch immer wieder nach solchen Zeiten der Verminderung neue Ausbrüche erfolgen. Die Ursache dieses Mißerfolges liegt einerseits in dem Zuge, den die Wut aus den Nachbarländern erfährt, die solcher Maßnahmen entbehren oder sie ungenügend durchzuführen, vor allem aber in dem Widerstande und der Sorglosigkeit der Hundebesitzer. Stete Belehrung und Aufklärung der hundebesitzenden Bevölkerung, welche in den Maßnahmen einen wirksamen Schutz ihrer eigenen Gesundheit und der ihrer Lieblinge sehen sollte, sind daher unerlässlich. Vor allem wäre die öffentliche Presse als Sprachrohr der Allgemeinheit und Hüterin des Gesamtwohles in hohem Maße dazu berufen, diese Aufklärungsarbeit zu leisten.

4. Die Wutschutzimpfung. Diese wurde von Pasteur im Jahre 1882 begründet, seither bei gebissenen Menschen auf der ganzen Welt eingeführt und ist seit April 1922 in Oesterreich bei Hunden gestattet. Sie besteht in der ambulatorischen viermaligen Einspritzung eines Impfstoffes an vier aufeinander folgenden Tagen. Der Impfstoff wird vom Vortragenden hergestellt nach einem Verfahren, das im Budapest Wutinstitut beim Menschen seit 1890 in Anwendung kommt.

Die Impfung selbst wird an der Hundeklinik der Tierärztlichen Hochschule vorgenommen. Die Ergebnisse der bisher an 90 Hunden durchgeführten Impfungen sind befriedigend. Die Selbstkosten einer ganzen Impfung belaufen sich gegenwärtig auf 30.000 K.

Mit den Worten Pasteurs, die er in der denkwürdigen Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris am 11. November 1882 gesprochen hat, in welcher er sein Verfahren veröffentlichte, möchte ich schließen: „Da der Mensch die Wutkrankheit immer nur durch den Biß eines Hundes akquiriert, darf man vielleicht nach dem Vorhergehenden hoffen, daß es gelingen wird, die Menschheit von dieser Geißel zu befreien.“

Florestan Kestners Erfolg.

Eine Erzählung aus den Wiener Märztagen von Richard Specht.

(27. Fortsetzung.)

Aber es zeigte sich, daß dieser Kalkül ebenso falsch war wie gewöhnlich, wenn man in Kunstingen „kalkuliert“; es zeigte sich, daß die Leute im Theater den Ereignissen der Straße vielleicht gern vorgezogen, niemals aber nachhinken wollen, daß sie den Widerhall der Tagesereignisse eher als Belästigung wie als Aktualität empfanden — das Stück langweilte. Was freilich unmöglich gewesen wäre, wenn die ganze Vorstellung nicht sehr verschlafen und dieser Teil nicht ein so verzweifelt lederner Gefelle gewesen wäre, kein Scharfschütze, sondern ein Aufbläser des Wortes; Schillers herrliche, stammende Sprache schien plötzlich ranzig geworden, wurde trübselig, statt zu lodern, zur Phrasenfiat zum beschwingten Pfeil. Und das Publikum war ungemütlich geworden. Nicht gleich in den ersten Szenen, in denen Florestan Kestner die Schlichtheit des wackeren Mannes mit Trockenheit verwechselt hatte; dann aber spürte man, daß dieser wackere Mann, der an sich selbst zuletzt denken sollte, an sich selbst zuerst dachte, empfangend das Aufdringliche dieses rollenden, aufpumpenden Predigertones, in der Apfelszene wurde gelacht und dann gepöffelt, und nach dem großen Monolog, in dem nichts von einem geheimen Vaterbergen zu spüren war, nichts von Gewissenspein und mannhaftem Entschluß zu böser Tat für hohen Zweck, nur ungeistige, knarrende Organbetätigung, ging ein Spektakel los, wie er im Burgtheater kaum je gehört wurde, Zischen, Pfeifen, Gröhlen, empörte Rufe „Schiller-Schändung!“, „Hui Kestner!“, der Name des Direktors, mit „Woy!“, „Hui vernünftig“, knatterte hinein, die Schlusszenen gingen in wüstem Geschrei unter, erstickt lachend verließen die Besucher das Haus. Noch niemals hatte des Freiheitsdichters freiestes Stück die Menschen mit solch kläglichem Eindruck entlassen.

Kosine war neben der Baronin Maier in ihrer Loge gesessen, die so eng war, daß die beiden Frauen einander berührten; und es war wie ein besonderer Strom von der Spannung, Erregung, Erschrecken, Erbarmen, der von der einen zur anderen ging. Sie saßen plötzlich Hand in Hand, ohne es zu wissen; als Tella's Worte an den Landvogt mit

herausfordernder lärmender Annäherung statt in stolzer, einfacher Demut erklangen, preßte Kosine die Rechte ihrer Nachbarin so heftig, daß sie aufschrie, und als nach der prahlerischen Veranlassung der Käufschizene der Vorhang fiel, lagen die beiden einander schluchzend in den Armen.

Der einzige, der nichts von dem drückenden Unmut rings um sich fühlte, war Kestner selbst. „Die Herrschaften müssen sich immer erst an einen neuen Ton gewöhnen, das war nie anders, und ich habe Zeit“ hatte er noch auf der Bühne selbstbewußt verkündet, während draußen die schrillen Pfeife gellten und die Schauspieler mit spöttischen oder mißleidigen Blicken an ihm vorbeigingen. Am nächsten Morgen kam er aufgeräumt zum Frühstück, sagte der bekommenen Tochter wohlgelautem guten Morgen und griff nach den Zeitungen, die Kosine ihm vorbereitet hatte, wie gewöhnlich; es wäre vergeblich gewesen, sie ihm vorzunehmen, sie hätte es gern getan, obwohl sie nur einen Blick hineingeworfen hatte — aber es hatte sie am Halse gewürgt, als sie in Sophies Kritik die mörderischen Sätze las: „Schillers großartige Tiraden wurden bei Herrn Kestner zur Metirade, die ganze Rolle entrannt kraftlos seinen Händen, und wir hoffen sehr, daß die Direktion keinen zweiten solchen Teil zu versenden haben wird. Wir haben uns gleich nicht beirren lassen und haben Herrn Kestners Fähigkeit zum Bankrottredner nicht mit seiner Unfähigkeit als Schauspieler verwechselt. In der nächsten Vorstellung des Schillerschen Werkes ersuchen wir die Direktion, Herrn Kestner bestenfalls die Rolle des alten Melchior oder des Landvogtes Sarnner anzuvertrauen!“ Und als sie einen anderen Bericht anah, von dem milden, niemals schroff absehnenden Hugo Wittmann, der diesmal begann: „Als Attinghausen wäre Herr Kestner vielleicht erträglich gewesen, aber wir sind alle einig, einig, einig, daß er es als Teil nicht war“, legte sie dieblätter feufend zusammen und schob sie unter des Vaters Serviette. Wieviel Bösartigkeit ging da wieder los, auch wenn es hundertmal wahr war, was da geschrieben stand. Und wie weh tat ihr's, daß sie nicht gegen die Abboten toben konnte, sondern ihnen recht geben mußte. Sie sah mit trockener Kehle dem wohlgenutten Vater frühstückend zu; ihr war es, als wäre ihr Herz ein eisernes Gewicht, das an einem dünnen Faden im Schlund aufgehängt war. Plötzlich suchte er zusammen, sein Auge weitete sich, die Stirnader schwoh ihm, er sprang auf, warf die Zeitung auf den Tisch und ging mit starken Schritten in sein Zimmer. Sie hörte, wie er die Tür hinter sich abriegelte.

Drei Tage später kam ein großer Brief vom Obersthefmeisteramt. Florestan Kestner war pensioniert worden. Der Oberstkämmerer Graf Brechtstein wußte von der ärgerlichen Stimmung, die bei Hofe gegen den Schauspieler herrschte, der unschuldigerweise Worte zu sprechen gehabt hatte, die ganz unvermutete gefährliche Stimmung geweckt hatten, und der kluge Diplomat, der kühl über Leichen zu gehen gewohnt war, brachte jetzt, da der verunglückte Teil einen scheinbar berechtigenden Anlaß bot, ruhig den kleinen Schauspieler zum Opfer; er wußte genau, daß er selbst durch diesen neuen Beweis von Laßt und sicherem Gefühl für die schädlichen Empfindungen in der Gunst der Erzherzoge steigen werde. Als Kestner den Brief durchsah, wurde er bleich. Aber er blieb ruhig, reichte das Blatt seiner Tochter und sagte ganz gelassen: „Dank vom Hause Oesterreich! Nach dreißig Jahren. Aber schön. Wir sind noch nicht fertig miteinander. Ich hatte offenbar einen viel größeren Erfolg als ich ahnte; ich habe nicht als Darsteller gewirkt — ich habe die Revolution entfesselt. Ich habe mich selber mißverstanden. Jetzt weiß ich, wofür ich da bin! Und die Höflinge oben sollen es sehen.“ Er sagte das alles ohne Erregung, aber in seinem starren, weissen Gesicht und in seinem Auge war etwas Gefährliches, wovor Kosine erschrak. Sie trat zärtlich zu ihm. Aber er entzog sich ihr und ging hinaus. Nach einer halben Stunde hörte sie, wie er das Haus verließ.

V.

Es war so weit gekommen, daß das Militär gegen die bewaffnete Bürgerschaft aufgebieten werden mußte. „Ich werde doch nicht auf meine Wiener schießen lassen“, hatte der gutmütige Kaiser noch in Junsbruck gesagt. Jetzt mußte er's doch; zuerst hatte die Freiheit Blut verlangt, jetzt verlangte es die Ruhe. Aber es war klar, daß zunächst nur neue Unruhe durch diese verzweifelte Maßregel erweckt wurde; Barrikaden wurden gebaut, Kordons gezogen, ganze Verschanzungen errichtet. Die Maneransätze und öffentlichen Proklamationen bedrohten jeden mit dem Tode, der beim Barrikadenbau oder sonst bei irgendeiner aufrührerischen und also hochverräterischen Handlung betroffen würde. Natürlich gehörte es jetzt zum guten Ton, zu rebellieren, Mut zu zeigen und wenigstens insgeheim an irgendeiner Schanze mitzuarbeiten; daß man aus all den Drohungen Ernst machen werde, glaubten doch nur die ganz Kengstlichen.

(Fortsetzung folgt.)